

(Nachdruck verboten.)

91

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Ist das nicht der Grundstoff, der so schwierig und so kostspielig herzustellen ist?“ fragte Evanston und sah die Maschine genau an. Es war eine Retorte mit vielen Röhren, verbunden mit einem elektrischen Motor und anderen Apparaten, ein vollständiges Labyrinth von Mechanik.

„Es war sehr teuer,“ sagte Hall leichtthin. „Ein Pfund Radium kostete zwischen drei und vier Millionen Kronen. Aber es ist jetzt noch eine gefährliche Sache, es herzustellen.“

Evanston wiederholte die Zahl mit der Miene eines Mannes, dem man ein Unglück mitteilt. „Drei bis vier Millionen Kronen!“

„Und Sie beschäftigen sich damit, es herzustellen,“ sagte er und fing an zu lachen; es schien ihn sehr zu amüsieren — „darf man fragen, wieviele Tons am Tage?“

Hall sah flüchtig auf, rührte wieder mit der Tonpfeife im Seifenwasser herum.

„Ich könnte täglich für eine Million herstellen,“ sagte er. „Aber das würde meine Augen zu sehr angreifen — jetzt, glaube ich, ist es stark genug.“

Hall tat noch ein wenig Glycerin ins Seifenwasser und blies eine Blase, die er in die Luft warf, wo sie einen Augenblick wie ein bunter Erdball hing, bis sie zerplatzte und einen Tropfen auf die Erde fallen ließ. Evanston sah ihn an, wie man einen Wahnsinnigen ansieht.

„Herr Hall,“ stammelte er. „Ich habe zufällig ein wenig über die neuere Chemie und diesen Strahlenstoff Radium gelesen, ich weiß ja selbstredend als gewöhnlicher Zeitungsleser auch, daß Sie viel damit experimentiert und neue Entdeckungen gemacht haben, aber es ist doch nicht möglich, daß Sie eine Methode erfunden haben, Radium in größeren Mengen herzustellen?“

„Freilich,“ antwortete Hall. „Gerade das habe ich erfunden. Ich löste die Aufgabe, ehe ich nach Europa reiste.“

Jetzt wurde Madame d'Ora aufmerksam.

„Ja, aber das sind doch Millionen . . . Millionen!“ rief Evanston mit schwerer Zunge aus, „das sind ja ungeheure Werte!“

Evanston war ganz blaß und sah vor lauter Gemütsbewegung wie ein Heiliger aus. Hall bemerkte das und lachte.

„Sie bekommen ja einen Glorienschein um den Kopf bei dem bloßen Gedanken,“ sagte er scherzend. „Sie radieren, Herr Evanston. Natürlich, es steckt Geld in der Entdeckung. Ich bin übrigens noch nicht ganz fertig. Aber in der Hauptsache ist die Aufgabe gelöst.“

„Ist das wirklich wahr, Edmund?“ fragte Madame d'Ora über das ganze Gesicht lächelnd. Hall nickte ihr zu, und sie schüttelte bewundernd den Kopf.

„Du bist tüchtig, Edmund,“ sagte sie. „Denk doch, daß Du so etwas erfunden hast! Ich habe nichts darüber gelesen, Du, sonst würde ich Dir gratuliert haben.“

„Ich habe es nicht veröffentlicht,“ sagte Hall und strich sich mit einer müden Miene über die Augen. „Ich bitte Sie, nicht darüber zu reden,“ Herr Evanston.“

„Ich werde nicht davon reden,“ sagte Evanston mit schwerer Stimme und suchte Halls Augen mit den seinen, um sein Versprechen zu beteuern. Hall aber hatte sich abgewendet und stand da, die Hände in den Taschen, ganz in seine eigenen Gedanken versunken.

„Ja,“ rief er aus und bewegte sich plötzlich. „Das wird das Ganze verändern. Wir können noch nicht sehen, was dadurch gewonnen, was dadurch überflüssig werden wird. Aber die Erde wird durchgehends eine andere Nuance erhalten, wird weißer werden.“

Hall machte eine große Seifenblase und stand da und betrachtete sie, während die Farben bei jedem unmerklichen Lufthauch durcheinander wirbelten und sich kräuselten. Sie schwiegen alle.

„Hast Du nicht ein wenig von dem sonderbaren Stoff, damit wir ihn sehen können?“ fragte endlich Madame d'Ora

mit dem liebevollen und verlegenen Klang, der bei ihr Ehrfurcht bedeutete.

„Das ist zu gefährlich für die Augen,“ sagte Hall kopfschüttelnd. „Ich habe selber noch gar nicht gewagt, viel herzustellen, weil mein Augenlicht dadurch gefährdet wurde. Ein paar Pfund davon würden Dich in einem Nu mit Blindheit schlagen.“

Evanston lachte lärmend, als prahle er in Halls Interesse.

„Blind!“ rief er. „Ach ja, mit sechs bis sieben Millionen vor sich! Die man vor sich sehen kann!“

„Hast Du denn nicht ein ganz kleines Stück, das wir sehen können,“ bat Madame d'Ora.

„Nein, ich habe nichts, Leontine,“ antwortete Hall. „Oder vielmehr, wir lassen das noch. Aber Du kannst Röntgenstrahlen zu sehen bekommen, wenn Du Lust hast. Das ist auch amüsant und etwas Nehnliches. Ich habe einen Apparat in Ordnung.“

„Ja, wir wollen unsere Skelette photographieren lassen,“ rief Madame d'Ora entzückt aus.

„Ich habe keinen Photographie-Apparat,“ erklärte Hall, dies geht viel schneller und amüsanter vor sich. Wir können einander durch und durch sehen, uns bewegen und alles.“

Er ging hin und setzte den Apparat in stand, schraubte die Leitungsdrähte an, und als das in Ordnung war, bat er, jemand möge in die Dunkelkammer gehen. Evanston weigerte sich, und Madame d'Ora wollte selber sehen; da sah Hall die kleine Mirjam an, als sie aber weder ja noch nein sagte, ging er selbst in die Kammer hinein. Die anderen sahen nun abwechselnd in das Glas. Madame d'Ora zuerst, und sie schrie, schauderte und wunderte sich, denn sie sah eine nebelhafte Gestalt sich dadrinnen bewegen, mit sichtbarem Rückgrat und allen Rippen. Das war Edmund Hall. Am sonderbarsten sah es aus, wenn er sich dadrinnen um sich selbst drehte, so daß der Korb des Brustkastens, bald breit und bald zusammengedrückt war. Runde, schwarze Scheiben schienen frei ruherhalb der gallertartigen Figur zu hängen, das waren die Knöpfe, eine Uhr und ein Messer schwebten, wo die Taschen saßen. Aber der Kopf sah unheimlich aus mit den rohen Totenzügen und den entblößten Zähnen. Madame d'Ora wandte sich ab, es durchschauerte sie eilig. Die beiden anderen sahen hinein, beide schweigend und ohne hinterher etwas zu sagen.

Jetzt kam Edmund Hall heraus, lächelnd und lebend. Madame d'Ora sah ihn schnell in die Augen.

„Ich sah Deine leeren Augenhöhlen,“ sagte sie ganz elend. „Ach wie sonderbar das ist! Jetzt Du, Mirjam!“

Fräulein Karekin stand ungeschlüssig da, Evanston nickte ihr aber zu, und sie ging zögernd hinein. Sie sahen sie dadrinnen ganz regungslos stehen mit ihren kleinen Rippen, die seine Kurven bildeten und nicht viel dunkler waren, als der Schatten des jungen Körpers. Sie hatte einen Schädel von der allerreinsten, ovalen Form, und die Armtnöchel waren ganz fehlerlos, die Hüften und die Beckenschale standen in einem so schönen und gebrechlichen Umriß wie eine Blume mit mythischen Blättern, eine Orchidee.

„Können wir Sie denn nicht auch einmal sehen, Herr Evanston,“ bat Hall. Evanston aber weigerte sich, schüttelte ernsthaft den Kopf, als verböten seine religiösen Gefühle ihm das. So bat denn Hall Madame d'Ora, hineinzugehen.

„Ich will Dein Herz sehen,“ meinte er. „Steh nur ganz still, das Gesicht mir zugewendet.“

Sie ging hinein und fuhr fort, dadrinnen laut zu reden. Hall sah, wie ihr breiter, schwergebauter Brustkasten sich ausweitete, bei jedem Atemzug sich krümmte wie ein vielbeinigtes Tier, das geht, und drinnen, hinter dem lebendigen Käfig der Rippen erblickte er wie einen schwachen Schatten das arbeitende Herz. Es bewegte sich mit einer Heftigkeit, die nur mit dem typischen Todeskampf verglichen werden kann, es war ein recht großes Herz. In einzelnen günstigen Augenblicken unterschied Hall den Schatten des Blutstromes, der hindurchjagte.

„Daß Evanston jetzt sehen,“ rief Madame d'Ora drinnen in der Kammer, die ihre Stimme fast ersticke. Es klang wie aus einem Sarg heraus.

Evanston trat an das Glas, wandte sich aber sofort mit einem Ausdruck von Born und Abscheu ab. Hall guckte schnell hinein und sah Madame d'Dra mit den beiden gespreizten Skeletthänden vor der Nase ihres Totenschädels dastehen.

Laut lachend kam sie heraus. Sie setzten sich nun ein wenig an die Fenster, rauchten und sahen in die Stadt hinab. Evanston machte einen Versuch, Madame d'Dra ganz zu ignorieren, und sie mochte ihn deshalb nicht einmal strafen.

„Herr Edmund Hall,“ sagte Evanston mit einem Respekt, der beinahe kriechend wirkte, „Ihr Name wird als einer der höchsten in der Wissenschaft dastehen. Ich kann die Tragweite ihrer genialen Untersuchungen nicht ermessen, aber es will mir scheinen, als seien sie von einer Bedeutung, die Sie als Mittelpunkt in die Geschichte stellt.“

„Ich glaube, daß Sie recht haben,“ antwortete Hall.

Diese Antwort verschloß Evanston nicht den Mund.

„Was haben Sie nicht in Ihrer Macht, Herr Edmund Hall,“ fuhr er erregt fort, „was könnten Sie nicht ausrichten! Ich nehme nicht an, daß es Ihre Absicht ist, das Metall in so großen Quantitäten zu produzieren, daß es ein Fall der Preise im Gefolge hat. . . Das — dies ist ja tausendmal besser, als das Goldmachen zu erfinden!“

„Sobald ich ein Verfahren erfunden habe, das die Gefahr der Darstellung des Metalles und des Umganges mit demselben vermindert, beabsichtige ich das Ganze zu veröffentlichen,“ sagte Hall.

„Das Ganze . . . das Geheimnis?“

(Fortsetzung folgt.)

### Aus den Berliner Kunstsalons.

Von Ernst Schur.

Im Kunstsalon Cassirer kommt ein jüngerer Künstler zum Wort, der bis dahin weniger bekannt war: Max Bedmann. Er ist bei den Modernen in die Schule gegangen. Einige Gartenstücke erinnern an Monet, zwei „dänische Kinder“ in bunten gelbrotten Anzügen auf hellem Grund an Gauguin, ein Waldausschnitt an Leistikow, eine Kreuzigung an Korinth, und so könnte man noch manche Lehrmeister aufzählen. Das schadet aber schließlich nicht, weil man eine persönliche Art und Anschauung zu bemerken glaubt. Man braucht dabei nicht an die Krankenzonen zu denken, die Bedmann mit Vorliebe malt, mit einer grotesken Verbe, die etwas Gespenstisches hat. Bedmann sucht eine eigenartige Form und findet sie vorläufig bei den Verunstaltungen, bei Geisteskranken und Toten. Etwas Eigentümlich-Eistendes, Bednendes hat die Genauigkeit, mit der er diese Tatsachen feststellt. Dazu stimmt auch vorzüglich die graue, monotone Farbe, die er solchen Szenen gibt; man spürt hier den Einfluß von Munch, der auch aus den Gesichtern der Kranken neue Farben und Linien gewinnen will. Zu einer großen Form ist diese besondere Anschauung gesteigert in den „Jünglingen am Meer“, deren grüngaue Gestalten sich groß von dem grünweißen Meer abheben, ein Bild mit Sobelintwirkung. Bedmann hat nervöse Empfindung in seinem Pinsel. Wie fein, beinahe lyrisch sind die Porträts gemalt, vor dunklem Grunde eine schwächlich aufwachsende Gestalt; farbig fein, doch mit ganz sparsamer Verwendung der Farbe. Dieses Hinstreben zu einer markanteren Form findet man auch in den Köpfen, die auf wenige, krasse Farbenkontraste reduziert sind. Das Weides merkt man: unterschiedenes Hinstreben zu einer Eigenart und bereitwilliges Lernen und Aufnehmen guter Anregungen. Und darum wird man die weitere Entwicklung mit Interesse verfolgen.

Bei Ulrich Hübnert, der gleichfalls der jüngeren Generation der Berliner Sezession angehört, überwiegt die Anregung. Er hat Monet, Monet, Liebermann zu oft und zu eingehend gesehen. Er kommt über ein talentiertes Schülerturn nicht hinaus. Man sieht die hübsche, graue Front eines Landhauses mit grünen Läden, ein Aderfeld mit hübschen, braunen Tönen und heller, grauer Luststimmung, ein geschmackvolles Stilleben und eine Herbstlandschaft, die wegen der Zusammenstellung von Braun und Grün in dem Laub der Bäume gut wirkt. Aber all das glaubt man schon einmal gesehen zu haben, es fehlt das Eigene. Bedmann benutzt den Impressionismus, er dient ihm, er strebt über ihn hinaus, er will sich zur Sprache bringen, die Technik ist ihm Mittel, weil er wieder zu neuen Formen hinstrebt. Hübnert dagegen bescheidet sich mit dem Gegebenen und so gibt er eigentlich immer ein und dasselbe: Arbeiten eines fleißigen Schülers.

Den Hauptziehungspunkt der Ausstellung bildet die Kollektion von Arbeiten des Bildhauers George Minne. Bei Minne ist die Form alles. Er hat eine äußerst zarte, subtile Behandlung des Materials. So ganz einfache Plastiken wie den „Schlafenden Mann“, die „Annienden“ kann man lange betrachten und immer wieder erfreut die Feinheit im Technischen. Wie

lebendig sind diese Körper durchgebildet! Mit voller Lebenswahrheit und so eindringlich, daß der Künstler zugleich mehr gab als den bloßen Körper; man spürt das Vorwalten der formalen Idee. Die Anlehnung an die primitiven Meister ist nicht Nachahmung, sondern Beweiseigentümlichkeit. Mit dieser suchenden, zuerst nur ungeschickt erscheinenden Gestaltung drückt Minne sein Verhältnis zu den Dingen aus. Und so sind seine armen, gedrückten Gestalten zugleich von einer Geistigkeit umhüllt, die Körper und Seele zu einer Einheit zusammenfaßt. Minne gibt keine großen Plastiken; er liebt die kleinen Bildwerke. Weil er da am besten seine Eigenart zeigen kann, das intensive Nachfühlen und Einempfinden und die Vertiefung des künstlerischen Eindrucks. Es scheint ihm künstlerischer zu sein, im Kleinen groß zu wirken, als umgekehrt, in großer Pose kleinlich zu sein. Es ist charakteristisch für ihn, daß er immer über die Grenze naturgetreuer Nachbildung soweit hinausgeht, bis er eine beinahe symbolische Form gewonnen hat. Dann aber hält er zurück und diese Zurückhaltung gibt den feinen, vibrierend-lebendigen Eindruck. Wie viel Anmut und Schönheit liegt in dem kleinen Relief, das einen nackten Körper in einer Art Grotte zeigt, noch nicht losgelöst vom Stein. Durch die Reinheit der Form wirkt diese kleine Figur groß. Minne beobachtet den Moment wohl und hält ihn fest; er geht aber dann energisch darauf aus, diesem Skizzenhaften durch intime Ausgestaltung, durch feste Prägung, durch breite Behandlung dauerndes Leben zu geben und dadurch säubert er den Eindruck von allem Zufälligen, Nebensächlichen.

Der Kunstsalon Keller und Meiner bringt eine Kollektivausstellung von Ludwig von Hofmann, die im ganzen gut gelungen ist. Sie zeigt den dekorativen Künstler, der in Deutschland eine besondere Stellung einnimmt, von seiner besten Seite. Der weiche und lebhaft schwung der Linien, die warme Glut der Farben, all das ist mit kluger Hand und sicherer Empfindung zusammengebracht. Hofmann ist einer der wenigen, die instinktiv zum Dekorativen hinstreben. Er zwingt den Dingen nicht eine äußerliche, dekorative Stillierung auf. Eine einfache Natürlichkeit ist seinen Bildern eigen, die schön sind, ohne in leere Pose zu verfallen, groß, freskenartig, ohne übertrieben zu wirken.

Die großen Wandbilder, die für die Empfangshalle des Museums in Weimar bestimmt sind, kommen hier besser zu ihrer eigenen Wirkung, als auf der Dresdener Kunstgewerbeausstellung, wo ein verunglückter Raum, den von de Welde angelegt und ausgestattete, sie ganz zurückdrängte. Arkadische Landschaften in phantasievollen Farben; sonnig leuchtende Hänge, blühende Büsche, fruchttragende Bäume. Darin Menschen, die in fröhlicher Rastheit und Schönheit dahinleben, eins mit der Natur; sie pflücken Früchte, sammeln sie, sie liegen im Grase, sie schreiten dahin. Das eigentlich Zusammenhängende gibt den Bildern das Weite, die Ruhe und Stille. Ueberall eine Schönheit in den Linien, eine Phantasie in den Farben, die zeigen, daß dem Maler der künstlerisch dekorative Eindruck die Hauptsache ist. Die Bilder wirken nicht bunt. Ein matter, grauer Ton hält sie zusammen. Immer ist diese Zurückhaltung, die im Weisen des Wandbildes begründet ist, da es den Raum dauernd schmücken soll, gewahrt. Eine schöne Abwechslung bringt Hofmann in die Motive durch die Verwertung des Tanzes. Sein Tanz ist ein frohes Schreiten. Diese jungen Mädchen, deren schöne Gestalten dahineilen, umweht von Schleiern und flatternden Tüchern, sie sind Symbole der befreiten Lebenslust. Aber nichts Orgiastisches ist ihnen eigen. Sie geben sich natürlich aus, sie sind einfach und schön, wie Busch und Baum und Blume. Auch hier kommt es dem Maler auf den Rhythmus der Gebärde an, der entscheidend im Eindruck mitwirkt. Ob diese Gestalten sitzen, gehen oder tanzen, es ist ein wundervolles Leben darin und fein versteht es der Künstler, diese Bewegungen organisch mit einander zu verbinden. Ob diese Gestalten statuarisch verharrten, ob sie mit flatternden Haaren heraneilen, es ist beides einheitlich verbunden. Und dieses innere Leben wächst wie selbstverständlich aus der Natur heraus, ist eins mit ihr. Ueberall ist die gleiche Schönheit, die gleiche Natürlichkeit. Wohl, diese Landschaften sind Träume, diese Menschen Phantasien. Aber es ist ein Verdienst des Künstlers, eine Probe seines Könnens, daß er diese Traumwelt so sinnfällig und lebendig vor uns erstehen läßt.

Hans von Bartsch hat sich das Meer zum malerischen Vorwurf genommen. Seine reichhaltige Ausstellung im Künstlerhaus zeigt zum größten Teil Seestücke. Doch sieht man hier, wie wenig der Stoff und wie viel die Behandlung tut. Da sprigen wohl grünliche Bogen auf, da schaukeln Schiffe auf bewegter See und Fischer gehen am Strande. Aber bei all dem vermissen wir die eigentliche künstlerische Behandlung. Wir schätzen diese Bilder, die uns inhaltlich so reichlich geben wollen, nicht viel höher, denn als bunte Illustrationen ein. Dabei bringt der Stoff eigentlich von selbst auf malerische Werte. Die flüchtige Atmosphäre über dem Wasser, die lichten Töne in dem hellen Sande der Ufer, dazu die eigenartigen Kostüme der Bewohner! Das alles ist aber nur in sachlich trodener Manier absonterte, die wohl Zeugnis ablegt von der soliden Technik, zugleich aber auch die Schwunglosigkeit der Phantasie bekundet. Es ist dies lehrreich, um sich einmal klar zu machen, worin der Wert der Malerei eben beruht. Einige Porträts neigen sehr zum Skizzenhaften. Landschaften zeigen den Einfluß der Holländer. Farblich am lebendigsten ist das Bild einer sterbenden bretonischen Bäuerin. Das Interieur ist

temperamentvoll gemalt und man spürt hier den Einfluß moderner Malerei.

An diese Sammlung schließt sich noch eine Ausstellung von Werken einiger Berliner Künstlerinnen. Die Ausstellung macht im ganzen einen guten Eindruck. Es sind tüchtige Talente, die ihre Werke zeigen, zum Teil eigene Persönlichkeiten. Was man sonst bei den Künstlerinnen oft als Mangel empfindet, die kritiklose Hingabe an ein Vorbild, das fehlt hier. Sie malen sonst entweder in ganz alter, trockener Manier oder proben mit modernen Mädchen. Das ist hier nicht der Fall. Am feinsten sind die Bilder von Hedwig Reich. Ein Ausblick aus dem Atelier über Häuser hinweg, ein Blumenstillleben zeigen die Vorzüge dieser Künstlerin, eine subtile Empfindung für feine, malerische Werte. Sie bevorzugt graue, silbrig-grüne Töne. Frisch und flüssig malt sie, immer im Hinblick auf den lebendigen, künstlerischen Eindruck. Ihren Arbeiten fehlt jede Schwere und Langweiligkeit, sie haben in sich eine Bollendung, die der Ausdruck einer in sich selbständigen Persönlichkeit sind. Von Eva Sirit gefällt am besten ein kleines Bildchen vom Spreewald, das in mattverschleierten Farben gehalten ist. Auch sie ist eine selbständig und eigen schaffende Künstlerin. Sehr apart und original sind die Stickerien von Cary Booth, die deutlich zeigen, daß die Stickerin auch Malerin sein muß. Sie sticht Blumen mit voller Wirkung des Lichtes und der Schatten. Dadurch wirken die Arbeiten künstlerisch und erheben sich über das Niveau ähnlicher Stickerien. Am feinsten wirken die Stücke, die nur eine Blume, eine Iris, eine Orchidee, auf grauem Grunde in leuchtender Seide zeigt. Man denkt gar nicht mehr an die Seide, man sieht den künstlerisch-lebendigen Eindruck. Und man denkt bei diesen feinen Arbeiten an die Kunst der Japaner, die eine Blume so genau und doch so künstlerisch zu erfassen und wiederzugeben verstehen.

### Kleines Feuilleton.

**Die Kopfsuhr.** Eine schon von Kant in seiner Abhandlung „Von der Macht des Gemüts“ erwähnte sonderbare Erscheinung ist, daß manche Menschen\*fähig sind, zu einer bestimmten Zeit, oft auf die Minute aufzuwachen, wenn sie sich beim Schlafengehen dies fest vorgenommen haben. Dies ist eine unbestreitbare Tatsache, die mancher auch aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Wie sie erklärt werden kann, ist eine andere Frage.

Man hat vielerlei Erklärungsversuche gemacht, die aber offenbar keine genügende Lösung des Problems bieten. So hat man gemeint, der Schlafende höre die Schläge der Turmuhr und wache dadurch auf. Dabei hat man aber nicht berücksichtigt, daß nicht überall eine laut schlagende Turmuhr ist und daß viele auf die Minute genau aufwachen. Außerdem wäre dann noch zu erklären, wie es möglich ist, daß der Schlafende die Glockenschläge hört und sich bewegt wird, daß er aufwachen muß. Auch kann das Problem nicht etwa dadurch gelöst werden, daß man sagt, durch den festen Willen, zu einer bestimmten Zeit aufzuwachen, werde der Schlaf unruhig, der Schlafende wache also leicht auf. Dies ist aber irrig, denn das Charakteristische ist gerade, daß man nicht etwa alle halbe Stunde aufwacht, sondern erst dann aufwacht, wenn man es sich vorgenommen hat, dann aber auch sicher. So erzählt z. B. Splittgerber in seinem Buche über „Schlaf und Tod“ folgendes Erlebnis: „Ich beherbergte einen Freund, welcher am nächsten Morgen früh mit der Eisenbahn abreisen wollte, und dem ich abends zuvor bestimmt versprochen hatte, ihn zu rechter Zeit wecken zu wollen.“ Ich schlief bis zum Morgen ganz fest und träumte wie gewöhnlich sehr viel; mitten durch diese wirren Traumbilder schloß aber plötzlich der Gedanke: Du mußt ja H. wecken. Augenblicklich wachte ich auf, sah nach der Uhr, und es war fast auf die Minute die bestimmte Stunde.“

In einem anregenden Aufsatz hat Dr. Karl Du Prel in seinen „Studien aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften“ einige verwandte Erscheinungen zur Erklärung herangezogen. Der inneren Ursache, welche uns weckt, müssen wir dreierlei zuschreiben: 1. ein Bewußtsein, daß die vorgesezte Schlafzeit nun abgelaufen ist; 2. Die Fähigkeit, den Fortgang der Zeit abzumessen; 3. die Fähigkeit, jenen physiologischen Zustand des Gehirns, worauf der Schlaf beruht, aufhören zu machen und eine transcendente Vorstellung in das Gehirnbewußtsein übergehen zu lassen. Der Wille allein ohne Zeitbewußtsein kann uns also nicht wecken; Zeitbewußtsein allein ohne Willen ebenfalls nicht. Beides muß vielmehr vereinigt sein. Daher kann man nicht, wie es meistens geschieht, das Phänomen der Kopfsuhr damit erklären wollen, daß man sagt, der unbewußte Wille dauere durch den ganzen Schlaf hindurch.

Du Prel kommt zu dem Ergebnis, daß wir es hier mit einem transcendentalen Zeitbewußtsein zu tun haben.

Die Kopfsuhr ist eine der konstantesten Erscheinungen, insbesondere bei den Sonnambulanten. Sie bestimmen auf die Minute genau die Zeit, wo sie aufwachen. Wie Dr. Brandis sagt, konnten kein Verstellen der Uhr oder andere Täuschungen seine Sonnambule irreführen. Auch bei Nachtwandlern und einigen Jesinnigen finden sich manchmal verwandte Erscheinungen. Besonders wichtig ist die bekannte Tatsache, daß posthypnotische Befehle, d. h. die während des hypnotischen Schlafes gegebenen Befehle, nach dem Erwachen in

einer genau bestimmten Zeit eine bestimmte Handlung vorzunehmen, pünktlich ausgeführt werden.

So ist die Kopfsuhr ein um so interessanteres Phänomen, als die Zeitschätzung im wachen Zustande im allgemeinen sehr unzuverlässig ist. Es wäre daher wünschenswert, daß die moderne Psychologie sich experimentell wieder hiermit beschäftigen würde.

### Medizinisches.

**Neue Untersuchungen über den Tabakrauch.** Der Tabakrauch enthält außer Nikotin noch Pyridin und einige dieser verwandten giftige Stoffe, daneben spielt das Kohlenoxydgas bei der Tabatvergiftung eine wichtige Rolle, denn auf ihm beruhen die nachteiligen Folgen der mit Tabakrauch geschwängerten Atmosphäre. Dieses Gift ist zu 5 bis 10 Prozent im Tabakrauch vorhanden und wirkt schon durch seine Menge energischer wie die Pyridinstoffe. Im Rauche ist ferner Ammoniak enthalten, welcher die Speicheldrüsen reizt. An zahlreichen Tieren hat man früher bereits Untersuchungen mit verschiedenen Arten von Tabakrauch ausgeführt und gefunden, daß die Tiere durch den Rauch tödlich vergiftet werden können. Da Rauch, welchem man Nikotin, Ammoniak und Kohlenoxyd entzogen hatte, die Tiere ebenfalls vergiftete, so ergab sich daraus, daß im Rauche außer den genannten noch andere wirksame Bestandteile vorhanden sein müssen. Neue Forschungen, die jüngst von Dr. Ratner im pathologischen Institut der Universität Berlin angestellt wurden, ergaben, daß als giftigster Bestandteil des Tabakrauches das Nikotin anzusehen ist. Denn die wasserlöslichen Verbrennungsprodukte erzeugen, Tieren eingespritzt, Verlangsamung des Pulses und Unregelmäßigkeit desselben. Wird Kaninchen nikotinhaltiger Tabakrauch in die Luftröhre eingeblasen, so treten neben Herzstörungen Unregelmäßigkeiten der Atmung auf. Bei nikotinfreiem Tabak werden Herzstörungen meist vermehrt. Die wasserlöslichen Verbrennungsprodukte sowohl nikotinreicher wie nikotinarmer Tabake setzen die verdauende Kraft des Magensaftes sowohl bei Menschen wie bei Tieren herab. Wird den Tieren reines Nikotin eingespritzt, so zeigen sie Krämpfe, die 3-5 Minuten dauern; eine Gewöhnung an das Gift konnte nicht festgesetzt werden, selbst nicht bei 100 Einspritzungen. Wenn die Tiere nicht zu Grunde gingen, so waren regelmäßig Veränderungen an der großen Körperkammer, aber Erweiterungen derselben und Stauablagerungen nachzuweisen. Die Annahme, daß die in unserer Zeit so häufige Arterienverkalkung mit dem übermäßigen Tabakgenusse in Beziehung steht, dürfte demnach in diesen Experimenten eine Stütze finden.

### Technisches.

**Die Elektrizität im Vädereibetrieb.** Abgesehen von den Diensten, die die Elektrizität dem Väder in der Form von Beleuchtung und zum Antrieb von verschiedenen Hilfsmaschinen hat, sind auch in letzter Zeit in Frankreich erfolgreiche Versuche mit der elektrischen Heizung von Badöfen gemacht worden. Die Einführung solcher Betriebe wurde nur dadurch ermöglicht, daß die betreffenden Elektrizitätswerke den Strompreis bedeutend herabsetzten. Sie konnten das hauptsächlich deswegen tun, weil doch die Vädarbeit in der Regel spät Nachts vorgenommen wird, also zu einer Zeit, in der die Maschinen der Elektrizitätswerke kleinerer Städte an und für sich nur unvollkommen ausgenutzt werden. Als ungefähre Vergleichsbasis für die Betriebskosten möge die Angabe dienen, daß zum Baden eines Kilogramms Brot circa 500 Wattstunden erforderlich sind, das entspräche nach augenblicklichen Berliner Verhältnissen circa 8 Pfennige Stromlofen. Die Vorteile der elektrischen Heizung der Döfen bestehen in folgendem: Rasches Anheizen in einigen Minuten, vollständig genaue Regulierung der Temperatur innerhalb ein und derselben Vadschicht, sauberer Betrieb, da die Rauch- und Staubentwicklung fortfällt und zuletzt, aber nicht an letzter Stelle, die große Erleichterung der Arbeit für das Bedienungspersonal. Ob diese Heizung tatsächlich weitere Verbreitung finden kann, hängt abgesehen von der technischen Entwicklung in erster Linie davon ab, wie weit die Elektrizitätswerke durch Spezialtarife in Bezug auf die Stromkosten entgegenkommen.

### Geographisches.

**Ueber die Republik Kuba,** die neuerdings den Amerikanern wieder Kopfschmerzen bereitet, teilt der „Globus“ einige Angaben mit, die neueren amerikanischen Veröffentlichungen entnommen sind. Die Bevölkerungszahl betrug 1899, nach Beendigung des Krieges mit Spanien 1 572 707 gegen 1 631 687 nach dem spanischen Zensus von 1887. (Der Verlust ist dem Aufstande zuzuschreiben.) 1903 belief sie sich auf 1 653 480, und heute mag sie 1 700 000 erreicht haben. Havana hat mehr als 275 000 Einwohner. Gebessert haben sich seit der spanischen Zeit die Gesundheitsverhältnisse infolge sanitärer Einrichtungen; die jährliche Sterblichkeitsziffer, die 1885 29,3 pro Tausend betrug, hat sich 1902 auf 15,4 und 1903 auf 14,5 vermindert, besonders, weil man dem gelben Fieber wirksam begegnet ist. Die dichteste Bevölkerung hat die Provinz Havana mit 59 auf den Quadratkilometer, die dünnste Camaguey (in der Mitte der Insel) mit 3,1. Man hat berechnet, daß Kuba eine Einwohnerzahl von 15 Millionen bequem ernähren kann; denn es ist noch viel

geeignetes Land nicht bewohnt und nicht unter Kultur. 51,8 Proz. der Bevölkerung sind männlichen, 48,2 weiblichen Geschlechts. Dieses Verhältnis dürfte auf die starke Einwanderung zurückzuführen sein. Sie betrug 1902 11 898 Köpfe, 1905 54 221, wobei die Amerikaner aus der Union nicht mitgerechnet sind, die in einer Anzahl von nur 6000 auf Kuba wohnen. Das Hauptkontingent der Einwanderer stellen die Spanier, 1905 mit 87 Proz. Das die Rasse anlangt, so waren bei der letzten Zählung (1903) 58 Proz. eingeborene Weiße, 9 Proz. fremde Weiße und 32 Proz. Farbige vorhanden. Die Zahl der Analphabeten (solcher, die weder eine Sprache lesen noch schreiben können) betrug 1899 unter der weißen Bevölkerung noch 51 (!) Proz., unter der farbigen 74 Proz. Das Verhältnis soll seitdem erheblich günstiger geworden sein; in der Tat gibt es jetzt 3700 öffentliche Schulen. Der auswärtige Handel Kubas wird jetzt auf mehr als 200 Millionen Dollar angegeben (95 Millionen Export, 110 Millionen Import). Im Import waren die Vereinigten Staaten 1906 mit 48 Millionen Dollar oder 50 Proz., am Export mit 87 Proz. beteiligt. Das auf Kuba investierte amerikanische Kapital beträgt 120 Millionen Dollar, das englische gegen 100 Millionen. Kuba ist vorwiegend ein Ackerbau treibendes Land; vor dem Kriege zählte man dort 90 960 Plantagen, Farmen und Obstgärten, deren Gesamtwert auf 200 Millionen Dollar geschätzt wurde. Industriezeugnisse gab es fast gar nicht bis auf die der Zigarrenfabriken und Zuckermühlen. Zuder, Tabak und Früchte sind heute die Hauptprodukte der Insel, dagegen wird Kaffee jetzt nur wenig über den eigenen Bedarf der Kubaner hinaus gebaut. Der erwähnte Mangel an Industrie, mit Ausnahme einiger Spezialitäten, ist eine Folge der spanischen inneren Politik und der langen Sklaverei. Es gibt unter den Kubanern selbst wenig geschickte Arbeiter oder Handwerker, und die vorhandenen sind meist von Uebersee eingewandert. Dem Bedarf an solchen Kräften können sie jedoch nicht genügen, und so hat auch Kuba seine Arbeiterfrage.

**Aus dem Tierleben.**

**Kaken und Pflanzenduft.** Es ist eine alte bekannte Geschichte, daß Kaken nach dem Genuße mancher Pflanzen außerordentlich gierig sind. Seit lange weiß man das vom Waldbrantkraut, das die Ruffies ganz toll macht. Jetzt wird der Umstand durch eine neue Beobachtung abermals bestätigt. Der Leiter des Botanischen Gartens in Boston, des großartig angelegten Arboretum Arnoldi erhielt aus China eine Schlingpflanze *Actinidia polygama*, aus dem Geschlechte der Dilleniaceen. Wegen der Seltenheit des Gewächses wurde es in einem eigenen Raume untergebracht und sorgfältig behütet. Dennoch fand eines Tages ein Gärtner eine Kake, die sich über etliche der Pflanzen hergemacht und sie angefressen hatte. Man hielt das für eine Laune des Tieres. Unlängst aber wurde eine Anzahl der Pflanzen bei gutem Wetter ausgestellt. Zu seinem Leidwesen bemerkte der Gärtner, daß sich mehrere Kaken darauf gestürzt und alles aufgefressen hatten. Nun sind die *Actinidia*-Pflanzen hinter ein sicheres Gitter gestellt worden und da ist es spazig zu sehen, wie die Kaken sich wie toll abmühen, das Gitter zu durchbrechen, um zu der begehrten Pflanze zu gelangen. Merkwürdig ist dabei, daß der Mensch weder an Blatt noch Blüte einen auffälligen Duft verspürt, der dennoch den Kaken zugänglich und anziehend für sie ein Reizmittel besonderer Art ist. Der Direktor des Arboretum, Prof. Sargent, wird die Sache weiter beobachten und verfolgen lassen, um zu ergründen, weshalb Miez sich dieser chinesischen Pflanze gegenüber so merkwürdig verhält.

**Humoristisches.**

- **Küchenphilosophie.** Wirt zu seinem Sohne: „Siehst Du, Junge, so ist das ein ewiger Kreislauf in der Welt: Die übriggebliebene Wurst kommt in den Hackbraten, und der übriggebliebene Hackbraten kommt wieder in die Wurst!“
- **Der gekränkte Kraftmaier.** „Sind Sie nicht derjenige, der mir gestern eine Ohrfeige gegeben?“ — „Nein! . . . Sie, da gingen Sie heut' nicht spazieren!“
- **Ein Wetterprophet.** „I' mein' allweil, daß wir heuer an' strengen Winter krieg'n!“ — „Woraus schließen Sie das, Herr Förster?“ — „Weil s' mir schon 's halbe Holz g'johl'n hab'n!“
- **Hinausgegeben.** „. . . Das ganze Vermögen, überhaupt alles was da ist, habe Ich eingebracht — sag' einmal aufrichtig, was hast denn Du, Hannes, gehabt, bevor Du mich geheiratet hast?“ — „Weil Kub' hab' i' gehabt!“ („Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— **Der Tanz der Gefinnungstüchtigen.** Zu den althistorischen Schaustücken des öffentlichen Münchener Lebens gehört auch der Schächlertanz, der gerade so populär im Laufe der Zeiten geworden ist wie der Münchener Reggerisprung in den Fischbrunnen am Marienplatz, wie der Münchener Fasching, wie die Vierschlachten auf dem Salvatorsteler oder wie der Umzug des Winterer

Fähnleins zur Zeit des Oktoberfestes auf der Theresienwiese, um nur einige aus dem mittelalterlichen München getreulich übernommene Gebräuche und Kunstfitten zu nennen. Der Schächlertanz (Schächler-Wittcher, Faschmacher) datiert aus uralter Zeit, wo die Schächlerburschen einst in schwerer Westnot durch ihr lustiges Hüpfen und Tanzen um ein mit Wändern und Laubbögen geziertes Fäß die Bürger wieder das Lachen lehrten und sie die schredliche Seuche auf ein paar Stunden vergessen ließen. Zum Dank für diesen „Trost in Tränen“ bekam die Schächler-Finnung das Privileg zugesprochen, alle sieben Jahre zur Zeit des Faschings auf den Straßen und Plätzen der Stadt ein paar Wochen lang öffentliche Tanzumzüge zu veranstalten. Unter Vortritt eines Fahnens und zweier Reiseschwinger gruppieren sich 25 rotrodige Gesellen der Fint um das geschmückte Fäß und verüben sodann zu den Klängen einer stereotypen Polka-Melodie einiges sinnlose Gehäpse. Dies die historische und „künstlerische“ Seite der Hanswursterei, welche für wichtig genug befunden wurde, in Blech im Mittelpunkt des neuen Rathhausturmes bereivigt zu werden. Wichtiger für uns ist die soziale Seite des Schächlertanzes. Die 25 Tänzer sind nämlich sämtliche Meisterföhne oder sonst Liebkinder der wohlhabigen Herren Schächlermeister oder Faschfabrikanten. Kein einziger Organistierter ist darunter (ein solcher würde sich wohl auch zu einem maskierten Straßenbettel nicht hergeben), vielmehr werden nur arbeitswillige und gefinnungstüchtige Gesellen der Auszeichnung für würdig befunden, den roten Tanzrock anzuziehen, solche, die bereit sind, Streikbrecherdienste zu tun und den organisierten Gehülften bei Lohnkämpfen in den Rücken zu fallen. Während die Unternehmer im Ueberflusse schwelgen, ist das Los der durch die harte anstrengende Arbeit des Föppchens aufgeriebenen Gehülften Unterernährung, Krankheit und Siedium. Zur Belohnung für wirtschaftliche und sozialpolitische Rückständigkeit dürfen denn alle sieben Jahre die 25 „schmutzen Würdigen“, sorgsam von den Meistern ausgewählt, ihr Los durch den Tanz (der den Knallprozen, vor deren Häuern die Komödie arrangiert wird, von 50 Mark aufwärts pro Exekution kostet!) verbessern, wenn sie sich nicht die Schwindsucht auf den zugigen nassen Straßen an den Hals tanzen. Es steht zu hoffen, daß 1912 der Schächlertanz nicht wieder zu stande kommt.

— **Lady Countts und die Volkswohlfahrt in England.** Die jüngst verstorbene englische Philanthropin, deren ungewöhnlicher Einfluß auf die praktischen Wohlfahrtseinrichtungen ihres Vaterlandes jetzt wieder gerühmt wird, hatte sich im Beginn ihrer Bestrebungen, um das Jahr 1840, einer Hilfskraft versichert, ohne deren unvergleichliche Wirksamkeit sie ihre Erfolge nicht erzielt hätte. Diese Hilfskraft war der Romanschriftsteller Dickens. Man muß den damaligen Ruhm dieses Dichters und den beispiellosen Widerhall in Betracht ziehen, den in der ganzen Welt sein Appell zum Mitleid mit den Armen geweckt hatte, um sein und Lady Countts Wirken für Volksbildung, öffentliche Erziehung und nicht zuletzt für Hygiene verstehen zu können. Man höre, wie Dickens, selbst ein Sohn des Volkes, mit seiner Freundin die Aufgabe anfaßte. Vom Jahre 1843 bis 1871, wo in England eine Art von Schulzwang eingeführt wurde, existierte das Institut der „Ragged schools“ („Lumpenschulen“), welches die Erziehung von Proletariatskindern und die Sorge für späteren Erwerb in die Hand genommen hatte. Gründer waren ein ehemaliger Schuhmacher, ein Schornsteinfeger und ein Lord aus der Reihe der Pairs des Königreiches; seine eifrigste Fürsprecherin war Lady Countts, von der Charles Dickens zur Mithilfe bewogen wurde. Dickens korrigierte nun der Gesellschaft das Konzept auf eine sehr praktische Art. „Miß Countts“, schrieb Dickens damals (1843) an einen Freund, „hat in dem Kostenanschlag zweihundert Pfund gezeichnet für kirchliche Erziehung. Ich bemühte mich, ihr klar zu machen, daß religiöse Mytherien und schwierige Glaubensbekenntnisse nichts sind für solche Schüler. Ich sagte ihr auch, daß es von unendlicher Bedeutung sei, sie rein zu waschen! In ihrer Antwort fragt sie mich, wie hoch die Miet- oder Vaukosten für große lustige Räume seien mit ordentlichen Bade- und Reinigungsrichtungen sich belaufen, in bezug auf welche Punkte ich mit den Autoritäten in Briefwechsel stehe. Sie ist eine vorzügliche Frau und wird alles tun, worum ich sie in der Sache bitte.“ Keine Katechismen und Formulare für die armen Kinder, ruft er ein andermal, sondern Unterricht und etwas Wasser, Seife und Handtücher. — Die geringste Volksbildung sei unberechenbar besser als gar keine; man solle sie nur nicht für wertlos halten! Man wisse gar nicht, wie vielen Kräften und Talenten sie ans Licht verhelfen könne. Der Astronom Ferguson war Hirtenjunge, als er zuerst in die Sterne guckte, Bloomfield war Schuhmacher, ein Genie wie Franklin stand als Knabe in der Seifensiederei seines Vaters. So bewährte sich Dickens als ein praktischer und warmherziger Kenner des Volkes.

— **Der Titel des verstorbenen Schahs von Persien** lautete: „Schah von Persien, König der Könige, der Schatten Gottes, der Mittelpunkt der Welt, Brunn aller Weisheit, Sohn des Himmels, erhabenster Herrscher, dessen Fahne die Sonne ist, Gebieter von Heeren, so zahllos wie die Sterne, erhaben in seinem Ruhm wie der Planet Saturn.“ Das ist ja beinahe unlanterer Wettbewerb gegen die anderen Gekrönten, für die fast nichts mehr übrig bleibt.